

# Psalmen, Tee und Kekse

Im Masorti-Lehrhaus ist traditionelles Judentum mit modernem Leben und Lernen verbunden

VON ANKE ZIEMER

Die Psalmen sind alt, darüber waren sich die Teilnehmer des Seminars „Wie verstehen wir die Psalmen, vor allem die im Sidsur?“ am Masorti-Lehrhaus schnell einig. Doch wie alt genau, wußte auch der Seminarleiter Scott Kramer nicht so genau. „Sie sind wohl in der Zeit zwischen dem Auszug der Juden aus Ägypten und bis nach dem Babylonischen Exil entstanden“, faßte der Rabbinerstudent der University of Judaism, Los Angeles, die Hinweise der Teilnehmenden und den Stand der Wissenschaft zusammen. „Fest steht, daß sie in fünf Bücher eingeteilt sind und im Aufbau bestimmten Mustern folgen.“

Bei Tee und Gebäck trafen sich Mitte Januar fünf Frauen und zwei Männer zum gemeinsamen Studium in klassischer Chwura-Form. Zunächst führte Scott Kramer in das Thema ein, anschließend wurden einzelne Psalmen auf Hebräisch und Englisch oder Deutsch vorgelesen. Danach diskutierten die Teilnehmer in Zweiergruppen den Inhalt ausgewählter Passagen und versuchten, die zentralen Verse zu bestimmen. Schließlich trugen die Studienpaare ihre Ergebnisse in der großen Gruppe zusammen.

„Methodisch ist diese Form sehr traditionell und nimmt gleichzeitig Franz Rosenzweigs Ansatz vom Lernen auf“, erklärt Rabbinerin Gesa S. Ederberg, Initiatorin des Masorti-Lehrhauses. „Dabei geht es um ein selbstbestimmtes, mündiges sich Auseinandersetzen mit den jüdischen Quellen.“ Die Lehrenden geben die Interpretation nicht vor, sondern bieten Verständnishilfen an und dienen als „Hebammen“. Die Quellentexte liegen in Hebräisch und in Übersetzungen bereit, so daß die Ernsthaftigkeit des Studiums gesichert ist, die sprachliche Hürde aber nicht zu hoch liegt. „Der gleichberechtigte Austausch unter Lernpartnern ermöglicht, daß sich Leute mit unterschiedlichen Voraussetzungen daran beteiligen können“, ist Teilnehmerin Anja Uebel nach dem Seminar erfreut. „Die Beschäftigung mit den Psalmen war für mich zwar nicht neu, aber immer noch



Jüdisches Lernen statt Lernen über Judentum: Die Seminarteilnehmer sollen sich selbstbestimmt mit den Texten auseinandersetzen. Foto: Rolf Walter

sperrig. Trotzdem konnte ich meine Fragen ebenso einbringen wie Fortgeschrittene.“

Masorti e.V., der Verein zur Förderung der jüdischen Bildung und des jüdischen Lebens, will mit seinem Lehrhaus die Bildungsangebote innerhalb und außerhalb der jüdischen Gemeinde ergänzen – aber nicht nur methodisch, sondern auch inhaltlich. „Es gibt in Berlin zahlreiche Möglichkeiten des Lernens über Judentum – die natürlich wichtig sind, weil sich auch nicht-jüdische Interessenten über unsere Tradi-

tionen informieren sollen“, betont Rabbinerin Ederberg. „Aber unser Lehrhaus habe ich als einen geschützten Raum konzipiert, in dem nicht ein Lernen über Judentum, sondern ein jüdisches Lernen stattfindet. Denn hier steht die existentielle Auseinandersetzung mit den Texten im Vordergrund, wofür der persönliche Bezug der Lernenden zur jüdischen Tradition eine wichtige Voraussetzung ist.“

Was heute „Masorti“ heißt, begann 1854 in Deutschland mit dem Breslauer Jüdisch-Theologischen Seminar. An der durch Rab-

biner Zecharia Frankel gegründeten Ausbildungsstätte wurden bis zur Zerstörung im Jahre 1939 rund 250 Rabbiner ordiniert. „Wie damals so geht es auch heute darum, zwischen der traditionellen Religiosität und der modernen Lebenswirklichkeit zu vermitteln“, erläutert Ederberg die Parallelen der Aufgaben. „Auch wenn wir keine Rabbinerausbildung betreiben, so wollen wir doch eine Lernatmosphäre schaffen, aus der heraus sich etwas entwickeln kann. Rabbiner und Lehrer für Deutschland benötigen wir dringend.“

Obwohl durch die Schoa in Deutschland untergegangen, kommt Masorti allmählich zurück und besitzt hier inzwischen mit ihrer Maxime – Judentum hat immer in der jeweiligen Gegenwart gelebt und das ist gut so – einen festen Platz in der Mitte der Strömungs-Landschaft. Zum Profil gehört, daß Frauen in allen Bezügen gleichberechtigt sind, aber auch, daß die Halacha verbindlich ist. „All jene, die mit dieser Haltung leben können, sind willkommen“, bekräftigt Gesa S. Ederberg, die als Rabbinerin auch in der oberpfälzischen Gemeinde Weiden tätig ist.

Um den Spaß am Lernen zu vermitteln, wahlte sie Lehrende aus, deren jüdische Identität sich in der Auseinandersetzung mit der Gegenwart als klare und starke Identität manifestiert. In den vergangenen drei Jahren konnte sie mehrere auswärtige Gastdozenten gewinnen. Auch mit „reisenden“ Rabbinerstudenten hat sie gute Erfahrungen gesammelt. „Ich würde diese Form der Lehre, daß amerikanische Studenten während ihrer Ausbildung nicht nur in Israel, sondern auch in Deutschland praktizieren, gern ausbauen“, sagt Gesa Ederberg. „Sie wären eine wichtige Ressource für das vielfältige Angebot unseres Lehrhauses.“ Darüber hinaus sorgen die reisenden Rabbinerstudenten auch für positive Nebenwirkungen: Sie sind nicht nur Botschafter für das erstarkende jüdische Leben in Deutschland, das in Amerika noch wenig bekannt ist. Sondern sie können auch durchaus Vorbild für hiesige Lernende sein, nach dem Motto: Wenn der das kann, dann könnte ich das auch. „Denn unser Bild von Rabbinern ist sehr einseitig durch Attribute wie grauer Bart, Schläfenlocken und schwarzer Hut geprägt“, sagt Gesa S. Ederberg, die ihre Smicha Ende 2002 am Schechter Institute für Jewish Studies in Jerusalem erhalten hat, mit einem Augenzwinkern. „Diesem möchte ich mit Scott Kramer und den anderen gern etwas entgegensetzen.“

Hinweise zu Veranstaltungen des Masorti-Lehrhauses: Telefon: 030/21 01 65 51 [www.masorti.de](http://www.masorti.de)

## Jeder Name ein Stein

Grundschüler erinnern an ehemalige Schöneberger Juden

VON CHRISTINE SCHMITT

Angespannte Stille. Sieben Schüler sitzen an einem runden Tisch und warten darauf, daß sie endlich loslegen können. Denn Charlotte, Leah, Jana, Julia, Antonia, Vincent und Oskar arbeiten gerade eine Unterrichtsstunde aus, die sie selbst erteilen werden. Aus Anlaß des Tages des Gedenkens an die Opfer des nationalsozialistischen Massenmordes am 27. Januar werden die Schüler über ihre Denksteinmauer an der Staatlichen Fachschule für Sozialpädagogik Berlin berichten.

„Wie beginnen wir denn, wenn wir den angehenden Erziehern und Studenten etwas über unser Denkmal erzählen wollen?“ fragt die Leiterin der Löcknitz-Grundschule, Christa Niclasen, die sieben Sechstkläfner. Als erster soll Vincent sein Thema vortragen. „Mehrere Schüler einer sechsten Klasse unserer Schule hatten vor zwölf Jahren die Idee, ein Denkmal für die ermordeten Juden zu bauen“, sagt Vincent. Die damalige sechste Klasse beschäftigte sich intensiv mit den Listen des Schöneberger Heimatmuseums, in denen mehr als 6.000 Namen ehemaliger Bewohner des Bezirks verzeichnet sind, die durch das Nazi-Regime umgebracht wurden.

„Jeder Schüler suchte sich aus diesen Listen den Namen eines jüdischen Mitbürgers heraus, dem er einen Stein widmen wollte“, fährt Vincent fort. So entstand die Denksteinmauer auf dem Schulhof.

In welcher Straße wohnt denn beispielsweise Antonia, will die Lehrerin wissen, während sie einen Aktenordner aufschlägt. Sie lebte in der Bozener Straße, wo mit ihr früher um die 50 Juden zu Hause waren. „Auch in deiner Wohnung könnten damals Menschen jüdischen Glaubens gewohnt haben“, betont die Lehrerin. Die Schüler werden nachdenklich. „Warum ist

unsere Schule überhaupt auf so eine Idee gekommen?“ fragt Christa Niclasen. „Auf dem Schulhof hat früher einmal eine Synagoge gestanden“, so Vincent. Ein offizielles Bezirksdenkmal weist auf den Platz des 1910 eingeweihten und im Krieg zerstörten Gotteshauses hin.

„Was ist denn dann weiter mit unserer Denksteinmauer passiert?“ hakt die Lehrerin nach. Antonia übernimmt diesen Part. Etwas unsicher berichtet sie, wie im Sommer 1997 die ersten Steine für die Mauer aufgeschichtet wurden. Jedes Jahr kommen nun Steine hinzu. An der Zeremonie nehmen neben den Schülern, Eltern und Lehrern auch Bezirkspolitiker und Mitglieder der Jüdischen Gemeinde teil.

Antonia möchte über die jüdische Familie Hochdorf berichten, die zwei Söhne, Eli und Martin, hatte. An der Münchener Straße haben sie früher gewohnt. „Und sie

waren Schüler unserer Schule.“ Bereits Ende der 20er Jahre hatte die Mutter für ihre Kinder gefälschte Papiere besorgt und den einen Sohn nach Palästina, den anderen in die USA geschickt. Die Mutter starb kurz darauf. „Nach 60 Jahren haben sich die Brüder zum ersten Mal wiedergesehen, als sie zur Denksteinniederlegung unserer Schule kamen“, erzählt Christa Niclasen. Die Brüder besuchten damals das Grab ihrer Mutter auf dem Friedhof Weißensee. Außerdem erfahren sie, daß ihr Vater 1941 auf der Flucht aus Dachau umgekommen ist.

„Bezieht eure Zuhörer ruhig mit ein und fragt die mal etwas“, gibt die Lehrerin noch einen letzten Rat. „Wir wollten unbedingt beim Gedenktag mitmachen“, sagen Leah und Charlotte. Beide haben viel über die Nazizeit gelesen. Und Christa Niclasen weiß, daß die Kinder an diesem Tag immer über sich hinauswachsen.



Mehr als 500 Steine gehören schon zur Denksteinmauer der Löcknitz-Grundschule. Foto: Walter

## Das interessiert Berlin

### Reform der Verwaltung

Die Verwaltung der Jüdischen Gemeinde zu Berlin soll modernisiert werden. Das sagte der Gemeindevorsitzende Gideon Joffe auf der jüngsten Repräsentantenversammlung (RV). Es gebe zum Beispiel zu viele Hauptlinge, aber zu wenige Indianer, kritisierte er. Einzelne Abteilungen würden losgelöst nebeneinander agieren. Das soll durch die Zuordnung von Zuständigkeiten in Zukunft besser geregelt werden. Joffe versprach zudem mehr Service für die Gemeindeglieder, wie beispielsweise eine Hotline und eine Anlaufstelle im Foyer des Gemeindehauses an der Fasanenstraße, die wie ein Bürgeramt in den Bezirksrathäusern arbeiten soll. Außerdem sollen die Telefonkosten von jährlich mehr als 100.000 Euro und die Ausgaben für Kopien im „fünfstelligen Bereich“ durch preiswertere Anbieter erheblich gesenkt werden. Ferner hofft Joffe, durch ein zentrales Bestellwesen Kosten sparen zu können. Hingegen soll den Vereinen innerhalb der Gemeinde das Budget erhöht werden. Zuwanderer-Organisationen wie beispielsweise der Club der Veteranen müßten bisher mit einem Etat von einem Euro pro Mitglied sämtliche Ausgaben abdecken. Mit Busdiensten sollen die Vereinsmitglieder zukünftig einfacher externe Gemeindeveranstaltungen erreichen können. cs

### Gehalt für den Vorsitzenden

Der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde zu Berlin soll zukünftig wieder ein reguläres Gehalt beziehen. Das haben die Repräsentanten auf einer geschlossenen Sitzung am Mittwoch vergangenen Woche entschieden. Als es zu später Stunde zur Abstimmung kam, waren nur noch 14 von 21 Stimmberechtigten anwesend, die mit einer Gegenstimme den Antrag annahm. Die Höhe des Gehaltes soll noch nicht festgelegt sein. Zuletzt hatte Andreas Nachama in den 90er Jahren als Gemeindeführer ein Gehalt bezogen. Seine Nachfolger, Alexander Brenner und Albert Meyer,

waren ehrenamtlich tätig. Daß nun entgegen anderslautenden Ankündigungen vor der Wahl der neue Vorsitzende Gideon Joffe wieder entlohnt werden soll, stößt bei einigen Gemeindepolitikern, unter ihnen der RV-Vorsitzende Julius H. Schoeps, auf Kritik. Gemeindeparkamentarier Jael Botsch-Fittingler kritisiert zudem „die Art und Weise, wie über den Antrag abgestimmt wurde“. cs

### Erinnerung an Reformsynagoge

In Berlin-Mitte ist am vergangenen Sonntag eine Gedenktafel für die frühere jüdische Reformsynagoge der Öffentlichkeit übergeben worden. Ein Foto, Bauzeichnungen und weitere Informationen auf Deutsch und Englisch erinnern künftig an einem Parkplatz in der Johannisstraße an die Geschichte des Gotteshauses. Das Gebäude war 1854 unweit der Neuen Synagoge in der Oranienburger Straße im klassizistischen Stil errichtet und im Zweiten Weltkrieg zerstört worden. Initiator der Gedenktafel ist der Reiseveranstalter „milk & honey tours“. Die Idee kam von jüdischen Touristen aus den USA. Viele der Besucher hätten nach einem Hinweis gesucht, der an das Reformjudentum in Berlin erinnert, hieß es. Das Projekt sei schließlich in Zusammenarbeit mit dem Gedenktafelbeauftragten des Bezirks Mitte und dem jetzigen Eigentümer des Grundstücks realisiert worden. epd



Gedenktafel in der Johannisstraße in Berlin-Mitte

Foto: Stephan Pramme